

(Nachdruck verboten.)

18]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Bei den halb-offiziellen Dinern, die im Hause Dobouziez jetzt häufig stattfanden, hatte der junge Paridael auch die Bekanntschaft Door Bergmans gemacht. Das freimüthige Wesen und die ungekünstelte Art seines Auftretens hatten den sonst schwer zugänglichen Laurent von vornherein für Bergmans eingenommen. Die Vertrauten des Hauses nahmen nach wie vor keine Notiz von der Anwesenheit des armen Verwandten. „Sie erinnern sich doch noch, was ich Ihnen am Tage des Stapellaufs des Schiffes prophezeit habe?“ bemerkte Gina in scherzhaftem Ton zu Bergmans. „Gewiß!“ erwiderte Door. „Und ich muß sagen, daß mich der Durcheinander hier, auf den sich doch wohl Ihre Voraussage bezog, ungemein interessiert hat. Die paar Worte, die ich ihm entlockt habe, lassen auf eine Natur schließen, die das landläufige Durchschnittsmaß weit überragt.“

Wenn Gina dieses Lob auch nicht ernst nahm, so ließ sie sich doch von Stunde an öfter dazu herbei, den Better in die Unterhaltung zu ziehen.

So leicht sich Herr Dobouziez das vorgestellt hatte, ließen sich die Heirathspläne mit Gina übrigens nicht verwirklichen. Es gab genug Hindernisse, die sich der Sache in den Weg stellten, so reich und schön die Erbin auch war. Die Heirathskandidaten gaben sich über ihren herrschsüchtigen Charakter, ihr aufbrausendes Temperament und nicht minder auch über ihre ausgesprochene Vorliebe für Land und Brunn nicht unberechtigten Besürchtungen hin. An Kourmachern fehlte es ihr freilich nicht, beständig schartenzelte ein ganzes Heer von Süßholzrasplern um sie herum, die in Galanterien und Liebesgetändel einander überboten, aber sich wohlweislich hüteten, ernstere Schritte zu thun.

Cora und Angela Wanderling, Gina's jüngere Freundinnen, hatten sich inzwischen mit Athanase und Gaston Saint-Jardier verheiratet. Sie beschäftigten ihre Freundin durch Mittheilungen über die intimsten Angelegenheiten des ehelichen Lebens und rühmten die Freiheiten, deren sich die verheirathete Frau erfreut. Alle beide führten ihre sich blühenden Gatten nach Gefallen an der Nase herum und legten sich weniger als früher Schranken in dem zwanglosen Verkehr mit ihren Anbetern auf. Der alte Saint-Jardier hatte in der Freude, die Söhne loszuwerden, dem einen ein Bankgeschäft eingerichtet und dem anderen eine Stellung als bereideter Taxator für Seebeschädigungen verschafft. Wanderling hatte seinerseits seinen Töchtern eine anständige Mitgift gegeben. Die beiden Ehepaare führten ein Leben im größten Stil, und die koketten jungen Frauen, deren Schönheit sich erst jetzt zu voller Blüthe entfaltet, überließen sich rückhaltlos allen Einfällen ihrer kapriziösen Neigungen und witterwendischen Laune.

Mit Bergmans zusammen zählte auch Béjard zu den ständigen Besuchern der Familie Dobouziez. Laurent war inzwischen über das Vorleben des Nheders unterrichtet worden und machte ihm gegenüber aus seiner Abneigung kein Hehl. In seinem unklaren Spiritismus fand er jetzt auch eine Erklärung für die Erscheinung, die er seinerzeit gelegentlich des Ausflugs nach Hemigen auf der Schelde gehabt hatte. Nach Laurent's phantastischer Vorstellung ging von Freddy Béjard der todbringende Hauch der Kreolindämpfe aus und verkörperte sich in seiner Person der böse Geist der mörderischen Maschinen, die Leben und Gesundheit der Arbeiter bedrohen. Man kann daher ermessen, welche Qual es Laurent bereitete, mit ansehen zu müssen, wie dieses unheilverkündende und verderbenbringende Wesen immer näher und näher an die strahlende Gina heranschlich. Béjard hatte eine leise Ahnung von den Gefühlen, die er dem menschenfeindlichen Schüler einflößte und machte sich einen Spaß daraus, ihn bei jeder Gelegenheit zu reizen, ohne indessen die gehörige Vorsicht außer acht zu lassen, wie es sich geziemt, wenn man sich mit einem Kettenhund herumneckt, der sich am Ende doch losreißen könnte.

„Unser junger Drummbar sieht heute wieder einmal vertheufelt ungemüthlich drein,“ sagte er oft zu Gina. „Sehen

Sie nur, mit welch blutgierigen Blicken er uns mustert! Der Stöter heißt doch nicht etwa? An Ihrer Stelle würde ich ihm einen Maulkorb anlegen.“

Dafür näherte sich Laurent um so mehr Bergmans, von dem er wußte, daß er Béjard's Nebenbuhler war. Er hatte Door öffentlich reden hören und war, durch seine bilderreiche Sprache und durch seine hinreißende Beredsamkeit verführt, nicht nur sein Freund, sondern auch sein Parteigänger geworden. Und dennoch geschah es zuweilen, daß er so etwas wie Eifersucht empfand, aber diese Gefühlsregung hielt sich in so unbestimmten Grenzen, daß er selbst nicht anzugeben vermocht hätte, ob er im Grunde auf Gina oder Bergmans eifersüchtig war. Eine harmlose scherzhaftige Bemerkung, die letzterer in Gina's Gegenwart machte, konnte ihn empfindlich verletzen. Er wandte dem Freunde dann den Rücken, schmolte ganze Tage lang und benahm sich ihm gegenüber noch störrischer als gegen andere.

Ganz im Gegensatz zu Béjard, den solche kindischen Ausbrüche übellauigen Unmuths überaus belustigten, pflegte Bergmans bei derartigen Gelegenheiten Laurent an sich zu ziehen und ihn mit einer solchen von Herzen kommenden Güte abzulanzeln, daß das Kind schließlich wieder gut wurde und wegen seiner Grillenfängerei um Verzeihung bat.

Seit Laurent zum Jüngling heranreife, hatte sich die Unklarheit seiner Gefühle für das junge Mädchen zur Begehrlichkeit gesteigert. Die Flegeljahre ließen die Stanten und Ecken seines Charakters noch schärfer hervortreten, und die Forderungen des Temperaments wollten sich mit der Zurückhaltung und der angeborenen Schüchternheit seines Wesens schlecht in Einklang bringen lassen.

Gina zürnte er nach wie vor, oder glaubte es wenigstens zu thun. Er beurtheilte sie heute mit größerer Strenge und unverhöhnlicherem Groll als früher. Nichtsdestoweniger aber erfüllte ihn die Wahrnehmung, daß sie für keinen ihrer Anbeter tiefere Neigung zu empfinden schien, mit unverhohlenem Vergnügen. Er freute sich nicht nur über die höhnische Veringschätzung, mit der sie Béjard behandelte, sondern sah es auch gar nicht ungern, wenn sie Bergmans zuweilen ordentlich ablaufen ließ. Allem Augenschein nach ermüthigte sie den einen so wenig wie den andern. „Es ist doch ein grundsüchliches Geschöpf,“ sagte sich Laurent mit gemachter Entrüstung, die er sich mit Fleiß als Ausdruck seines gerechten Unwillens einzureden suchte, „an Door's Stelle würde ich einmal ein kräftiges Wörtlein mit ihr reden!“

Aber argwöhnisch wie er war, klang ihm eines Tages auch wieder der warme, fast leidenschaftliche Ton, in dem sie sich mit Bergmans unterhielt, gar unangenehm ins Ohr. Er war so bestürzt darüber, daß er nach Bergmans Weggang Gina ohne weiteres fragte: „Sagen Sie einmal, Kousine, weshalb wollen Sie eigentlich Herrn Bergmans nicht heirathen?“ Sie lachte hell auf und sah den Frager mit großen Augen an. „Ich soll einen Mann vom Schlage dieses Volkstribunen heirathen und die Bürgerin Bergmans werden? Stöpslich!“ rief sie mit so gut gespielter Aufrichtigkeit, daß sich Laurent gern übertölpeln ließ.

So lebhaft er auch gegen Gina's harte Worte protestirte, im Grunde seines Herzens war er über die Ablehnung, die sie ausdrückte überglücklich. Sie machten ihn so sicher, daß er den Muth fand, Bergmans heuchlerische Vorwürfe über das Schwankende und Bedächtige seines Vorgehens zu machen. Es geschah das ganz unbewußt und ohne Ueberlegung. Sein diplomatisches Doppelspiel war ihm wahrhaftig peinlich genug, und er ärgerte sich nicht wenig, mit ansehen zu müssen, wie sich die Regungen seines Gewissens in den Schlingen lüsterner Falschheit verfangen und verstrickten.

„Ich soll mich verheirathen, soll um Fräulein Dobouziez Hand anhalten? Das ist doch nicht Dein Ernst, mein Junge?“ rief Bergmans, verblüfft über die Aussichten, die ihm der junge Paridael nicht ohne Herzklopfen soeben eröffnet hatte. „Wer zum Teufel hat Dir denn solch ungeheuerliche Gedanken in den Kopf gesetzt! Vor allen Dingen ist das eine viel zu reiche Frau für mich! Wenn ich offen sein soll, muß ich Dir allerdings bekennen, daß ich sie aufrichtig liebe und ihre Nähe immer als ein großes Glück empfunden habe. Wäre sie mir nur ein Klein wenig entgegen

gelommen, vielleicht hätte ich mir dann doch ein Herz gefaßt, Herrn Dobouziez um die Hand seiner Tochter zu bitten. Was Du mir da eben aber eröffnet hast, will ich mir besten dienen lassen! Meine häufigen Besuche bei Dobouziez werden gewiß auch von anderer Seite in Deinem Sinne gedeutet werden. Es ist Zeit, daß ich aufhöre, Deine Koufine weiterhin zu kompromittiren!"

"Schade!" sagte Laurent, "sie schienen beide für einander geschaffen." Trotz dieser sehr berechtigten Ueberzeugung hatte der sonderbare Junge aber alle Mühe, seine Freude niederzukämpfen, am liebsten wäre er Bergmans um den Hals gefallen. Gleichwohl that er sich Gewalt an, sich zur Ruhe zu zwingen und die Bedenken seines Freundes zu bekämpfen. Er dachte auch daran, daß, wenn Bergmans nicht mehr ins Haus käme, er keine Gelegenheit mehr hätte, ihn wieder zu sehen, und die Furcht, den lieben Freund zu verlieren, gab auch seiner Zusprache mehr Herzlichkeit.

Was Béjard betrifft, so war Laurent überzeugt, daß Gina ihn nie als Gatten wählen würde. Einmal hätte der Rheder den Jahren nach des Mädchens Vater sein können und zum andern beschränkte sich Herrn Dobouziez' Werthschätzung des Mannes auch nur auf rein geschäftliche Hochachtung, über das er die kleinen Sünden nicht vergaß, die sich Béjard aufs Gewissen geladen hatte. Er hätte ihn gewiß eher zum Geschäftstheilhaber als zum Schwiegersohne genommen.

Seinem Entschluß getreu ging Bergmans nicht mehr so häufig als bisher zu Dobouziez' und stellte nach vier Wochen seine Besuche überhaupt ein. Der koketten, launenhaften Gina, die angeblich Bergmans Guldigungen gar keinen Werth beilegte, schien gleichwohl sein Fernbleiben sehr nahe zu gehen. Die bangende Sorge um den Abwesenden machte sich selbst so auffällig bemerkbar, daß Laurent endlich ein Licht über den wahren Stand der Dinge aufzuklämern begann.

"Sie hat mich belogen, sie liebt ihn doch!" sagte er sich, und der Schmerz, den ihm diese Entdeckung bereitete, entriß auch ihm das Geständniß seiner hoffnungslosen Liebe. Er war zu Tode erschrocken, denn er konnte sich keinen Augenblick im Unklaren darüber sein, daß er auf Gegenliebe nie zu rechnen haben würde. Unter diesen Umständen war freilich wohl seine Pflicht, die beiden Liebenden einander wieder näher zu bringen, er hätte längst schon das junge Mädchen über die Zuneigung, die ihr Bergmans entgegenbrachte, aufklären müssen. Wenn er jetzt noch weiter schwieg, handelte er geradezu schurkisch. Mit einem einzigen Wort hätte er seine Koufine trösten und seinen Freund Bergmans zum glücklichsten Menschen machen können, aber ungeachtet aller Gewissensbedenken blieb dieses Wort wohlweislich ungesprochen. Dieser Kampf zwischen Pflicht und feiger Schwäche bereitete ihm qualvolle Stunden genug. "Thu' endlich den Mund auf," mahnte sein Gewissen. "Nein, nein, nur das nicht!" bettelte sein Herz. "Aufse Bergmans auf der Stelle zurück!" — "Ich kann nicht, lieber sterben als das!" — "So laß Dir's doch gesagt sein, Unglücklicher, sie wird Dich nie lieben." — "Mag sein, dann soll sie auch keinem anderen gehören!" — "Bergmans ist Dein Freund." — "Ich hasse ihn." — "Siehst Du nicht, daß Gina zu grunde geht?" — "Meinetwegen, ehe ich sie zusammenführe, will ich lieber beide umbringen!"

Gina sichte in der That langsam dahin. Sie magerte sichtlich ab, schlich traurig, schwach und beängstigt sanftmüthig herum, lachte nicht mehr und stand allem, was sie früher interessiert hatte, völlig theilnahmslos gegenüber. Beim Anblick dieses Jammers stand Laurent hundertmal im Begriff, ihr anzuvertrauen, was er über Bergmans Gefühle wußte. Die Junge brannte ihm wie einem Stummen, den ein Wort erleichtern könnte und den die erbarmungslose Natur hindert, dieses erlösende Wort auszusprechen. Hundertmal hatte er auch schon die Feder zur Hand genommen, um an Dooz zu schreiben, aber im letzten Augenblick hatte er immer wieder die Hand sinken lassen. Er hätte eher sein eigenes Todesurtheil unterschreiben mögen.

Bergmans war nach Odeffa abgereist und hatte von der Küste des Schwarzen Meeres zwei oder drei Geschäftsbriefe geschrieben, um allen Mißdeutungen über ein plötzliches Verschwinden die Spitze abzubrechen.

Die Dobouziez' hatten mit ihrem eigenen Kummer zu viel zu thun, als daß ihnen das veränderte Wesen und Gebahren ihres Mündels aufgefallen wäre.

Da Laurent es durchaus nicht über sich vermochte, mit Gina zu sprechen, beschloß er eines Abends, morgen alles dem

Vater zu erzählen. "Ihre Liebe werde ich doch nicht gewinnen," dachte er, "und ich selbst bin ja nicht einmal von der Tiefe und Aufrichtigkeit meiner Liebe überzeugt. Vielleicht ist es nur der Neid, der mich blind macht und der mich, den armen Enterbten, das Glück der andern mit mißgünstigen Augen ansehen läßt." Trotz aller Mühe, sich über die Natur seiner Gefühle zu täuschen, wollte es ihm indessen nicht gelingen, Herrn Dobouziez die beabsichtigte Mittheilung zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ofenürken.

Er, der alte Hausgenosse, der so lange unbeachtet und vernachlässigt in der Ecke gestanden hat, er muß nun doch wieder darum angegangen werden, daß er seine Kälte ablegt und einen wahren Feuerreifer entfaltet, damit Behaglichkeit und Traulichkeit in unser Heim einzieht, und es uns wieder wohl und warm ums Herz wird.

Aber oft genug zeigt er sich recht wenig geneigt, sich plötzlich für uns von neuem von früh bis spät so angestrengt abzumühen, daß er vor innerer Erregung glüht und spricht. Er kann es nicht vergessen, daß er so lange in Sad und Asche trauern mußte und von jedermann kühl behandelt wurde. Jetzt, da sich alles wieder an ihn herandrängt, hält er die Zeit der Vergeltung für gekommen und giebt bulternd seinem Innern durch allerlei Unarten so rücksichtslos Ausdruck, daß die Hausfrau die Hände ringend klagt: "Nein, ist das ein Leiden mit unserem Ofen!"

Der hartgekottene Geselle hat ein ganzes Register von Tüden zur Verfügung, durch die er uns Unannehmlichkeiten bereiten kann. Eine der unschuldigsten Unarten ist noch, daß er sich in einen schlechten Geruch setzt. Das erste Feuerchen ist angezündet, und alles freut sich auf die belebende Wärmevelle, als plötzlich sämtliche Nasen einmüthig zu schnüffeln beginnen. Kein Zweifel, der Ofen riecht. Und dieser widerliche, brenzliche Geruch steigert sich von Minute zu Minute, so daß schließlich die Fenster geöffnet werden müssen, und der hineinströmende Luftstrom das Zimmer kälter macht, als es vorher war. Rathlos frägt sich die Hausfrau nach der Ursache dieser unerwünschten Zimmerparfümierung. Und doch ist niemand anderes daran schuld, als sie selbst. Es giebt zahlreiche Hausfrauen, die in der Woche so und so oft ihr Heim von der Decke bis zum Fußboden reinigen oder reinigen lassen und auf jedes Stäubchen, das auf Möbeln liegt, Jagd machen, wie die Rabe auf die Maus, die aber niemals den Ofen dieser Säuberung theilhaftig werden lassen. Der Ofen wird ja in der warmen Jahreszeit nicht gebraucht; man denkt nicht an ihn. So lagert sich denn von Woche zu Woche eine dickere Staubschicht auf ihm ab. Wird er nun gezwungen, etwas Wärrendes zu sich zu nehmen, so beginnt die Staubschichte, wenn er sich mollig fühlt, oder gar vor innerer Hitze feuerroth wird, zu verzeigen und verfohlen und erfüllt mit ihren gasigen Verbrennungsprodukten das Zimmer. Also, wenn nicht früher, so erweise man dem Ofen wenigstens vor dem ersten Heizen, die Wohlthat einer Reinigung.

Aber der Ofen kann auch ganz verstedt zu Werke gehen. Obgleich er anscheinend die Liebe und Freundlichkeit selbst ist und es daher an warmen Gefühlen für uns nicht fehlen läßt, ist er doch ein Intrigant. Sobald wir uns längere Zeit seiner Gunst erfreut haben, beginnt es uns übel zu werden, und der Kopf wird benommen, schwer und schmerzhaft. Gehen wir ins Freie oder vertauschen wir das eine Zimmer mit einem anderen, das von einem anderen Ofen versorgt wird, so schwinden die Beschwerden. Umsonst forscht man nach der Ursache dieser Erscheinung und zieht alle Möglichkeiten in betracht. Nur der Ofen bleibt außer allem Verdacht. Würde man sich den Heuchler etwas genauer ansehen, so würde man an ihm Risse und Sprünge entdecken, die verhältnißmäßig weit auseinander klaffen. Durch diese Risse und Sprünge tritt der sogenannte Kohlendunst und namentlich das gefährliche Kohlenoxyd. Für gewöhnlich wird ja der Heberdruck der Zimmerluft die Ofengase zum Rauchrohr hinausdrängen, aber es finden auch kleine Explosionen im Ofen statt, die eine erhebliche Spannung der Gase im Innern des Ofens bewirken, oder der Luftzug ist sehr mangelhaft, und unter diesen Umständen entweicht dann das Kohlenoxyd in das Zimmer. Der letztere Fall wirkt besonders bei solchen Ofen mit, die eine sehr starke Abminderung des Verbrennungsprozesses gestatten, oder wo in einem Raume ein verhältnißmäßig großer Ofen angewendet wird, und sich die Nothwendigkeit, den Verbrennungsprozess zu mäßigen, vorübergehend oder dauernd ergibt. Das trifft oftmals bei dem Füllregulirösen zu. Sind dann an diesem Risse oder Sprünge vorhanden, so tritt durch diese wegen des geringen Zuges Kohlenoxyd in das Zimmer. Der Ofen ist also im Stande, uns thalächlich Kopfschmerzen zu bereiten. Dort, wo sie sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit in einem Zimmer ohne erkennbaren Grund einstellen, sollte man daher den Ofen auf seine Undichtigkeit untersuchen und für ihre Beseitigung Sorge tragen.

Wenn auch nicht gerade gesundheitschädlich, so doch recht lästig ist es, wenn der Ofen raucht. Ein Ofen kann aus sehr verschiedenen Gründen rauchen, beispielsweise dann, wenn mehrere Ofen an ein und dasselbe Rauchrohr angeschlossen sind und sich die Einmündungen

der von den Oefen ausgehenden Ableitungsröhre gegenüberliegen. Werden beide Oefen zu gleicher Zeit geheizt, so prallen die in den Schornstein hinausströmenden Rauchmassen aufeinander, und der stärkere Strom des einen Oefens drängt den schwächeren des anderen zurück. Der Ofen raucht. Aber auch wenn die angeschlossenen Oefen in verschiedenen Etagen liegen, kann es zum Rauchen kommen. Ist in dem oberen Stockwerk die Feuerung bereits im Gange, während in dem unteren Stockwerk das Feuer erst später angezündet wird, so wird es in dem unteren Ofen rauchen, weil der Schornstein die beiderseitigen Rauchmassen nicht plötzlich zu fassen vermag. Bei derartigen fehlerhaften Anlagen ist kaum etwas zu ändern. Dagegen ist eine Abhilfe möglich, wenn der Ofen raucht, weil der Schornstein nicht hoch genug ist. Ragen über ihn benachbarte Gebäude hinaus, so werden die Luftströmungen von diesen zurückgeworfen und lassen den Rauch nicht aus dem Schornstein austreten. Dafür strömt er dann in das Zimmer. Hier wird eine Erhöhung des Schornsteins das Uebel beseitigen. Jedoch, auch wenn die ganze Anlage kunstgerecht ist, kann der Ofen rauchen. Mit Vorliebe thut er es dann in den Morgenstunden. Hier trägt die liebe Sonne die Schuld daran. Auch an den Wintervormittagen scheint sie ja oftmals recht hell und heiter. Ihrer Stellung gemäß erwärmt sie nur die eine Seite des Schornsteins, während die andere im Schatten liegt. Auf der Sonnenseite wird die Luft im Schornstein erwärmt und steigt auf. Dagegen bleibt sie auf der Schattenseite kühl und sinkt als Ersatz für die nach oben abfließende Luft nach unten. Wird nun im Ofen Feuer angezündet oder nur eine schwache Feuerung unterhalten, so läßt der absteigende kühle Luftstrom den Rauch nicht in den Schornstein austreten, so daß sich die Rauchschwaden einen Ausweg in das Zimmer suchen müssen. Es kommt also hier darauf an, den absteigenden kühlen Luftstrom so zu erwärmen, daß er ebenfalls nach oben abfließt. Das erreicht man am leichtesten, wenn man ein kräftig auflackerndes Feuer, etwa durch Anzündung eines größeren Papierträuels anfaßt. Sobald die Luft im Schornstein gleichmäßig erwärmt ist, strömt sie auch gleichmäßig nach oben, und der Rauch kann ungehindert nachrücken.

Eine andere Klage ist endlich die, daß der Ofen trotz reichlicher Beschickung mit Heizstoffen, kühl und frostig bleibt. Zunächst ist zu seiner Entschuldigung zu bemerken, daß nicht allen Heizanlagen ein und dasselbe Heizmaterial gleich gut zusetzt, ebenso wenig wie allen Menschen dieselbe Speise gleich vortreflich bekommt. Für Kamine eignet sich beispielsweise am meisten Koaks, für Regulirfüllöfen Anthracit. Man muß also für die einzelnen Ofenkonstruktionen das beste Heizmaterial herauszufinden suchen. Aber auch da, wo ein Ofen nicht besonders empfindlich ist, kann er doch leistungsunfähig sein, wenn ihm nämlich die Luft ausgeht. Soll ein Ofen die verlangte Heizwirkung entfalten, so muß er mit einer genügenden Menge von Luft, d. h. Sauerstoff, versorgt werden. Andernfalls glimmt das Heizmaterial nur, aber entzündet sich nicht und entwickelt zwar stahlige Rauchwolken, aber keine Hitze. Also der Ofen lebt nicht von Kohlen allein, sondern auch von Luft. Da diese bis jetzt noch nichts kostet, so sollte man sie dem Ofen auch nicht ungebührlich vorenthalten, vielmehr die entsprechenden Einrichtungen so einstellen, daß der Luft hunger des Oefens befriedigt wird. Leidet der Ofen nicht an Athemnoth, so wird auch der Verbrennungsprozeß in seinem Innern sich nach Wunsch abspielen.

Ein jedes Ding will zweckmäßig behandelt sein, selbst ein Ofen. Kommt man ihm verständnißvoll entgegen, dann legt er auch bald seine Klagen ab und wird uns in Wahrheit ein warmer Freund. —

L. Finl.

Meines Feuilleton.

— Bücher, die in der Gefangenschaft geschrieben wurden.

Nicht wenige berühmte Bücher der Weltliteratur sind in einem Gefängniß zur Entstehung gekommen. Miguel de Cervantes begann seinen „Don Quixote“, als er, auf einer Reise begriffen, in dem kleinen Orte Argamasilla in La Mancha in das Gefängniß geworfen wurde, weil er in den Verdacht gerathen war, an einer nächtlichen Schlägerei theilgenommen zu haben. Hier in diesem Gefängniß — „wo jede Unbequemlichkeit zu Hause ist und alles traurige Geräusch seine Wohnung hat“, wie Cervantes in der Vorrede zu seinem Roman sagt — kam ihm der erste Gedanke zu seinem scharfsinnigen Edlen von La Mancha, dessen Leben und Thaten, wie die seines Stallmeisters und Knappen Saycho Panza seit fast drei Jahrhunderten zum Gemeingut der meisten Nationen geworden sind. In Spanien selbst sind, wie die „Romanwelt“ feststellt, nicht weniger als 400 Ausgaben von diesem Buch veranfaßt, von Uebersetzungen erschienen im Englischen 200, im Französischen 168, im Italienischen 96, im Portugiesischen 80, im Deutschen 70, im Schwedischen 13, im Polnischen 8, im Dänischen 6 und im Russischen 2. Auch eine lateinische Ausgabe des Buches existirt. Ein anderes berühmtes Werk, das gleichfalls im Gefängniß entstanden ist und besonders viel im Mittelalter gelesen wurde, sind die „Tröstungen der Philosophie“ des Boethius. Severinus Boethius, ein römischer Staatsmann und Philosoph, war mehrere Jahre hindurch ein Vertrauter des Ostgothenkönigs Theoderich, gerieth aber in den Verdacht des Hochverraths und wurde auf Befehl Theoderich's zu Pavia eingekerkert. Hier verfaßte er sein Buch: „De consolatione philosophiae“, jeden Tag seine Hin-

richtung erwartend, die auch nach langer und harter Gefangenschaft im Jahre 525 an ihm vollzogen wurde. — Besonders die englische Literatur weist viele Werke auf, die hinter Schloß und Riegel geschrieben wurden; das hängt mit der früheren Institution der Schuldhaft zusammen, die ja in Großbritannien besonders oft zur Anwendung gebracht wurde, und der natürlich die armen, stets mit Schulden geplagten Autoren am ehesten zum Opfer fielen. — Smollett, der bekannte Romandichter, hat sein Buch „Sir Launcelot Greaves“ im Kings Bench-Gefängniß verfaßt, als man ihn dort einer von ihm verfaßten Schmähschrift wegen für drei Monate eingesperrt hatte. Sogar eine Zeitung ist einst in einem Gefängnisse gegründet worden, und zwar von keinem Geringeren als Daniel Defoe, dem Autor des „Robinson Crusoe“, der im Jahre 1704 eine Zeitschrift, die „Review“, gründete und von dem bekannten Londoner Gefängniß „Newgate“ aus redigirte, während er gleichzeitig an diesem unangenehmen Aufenthaltsorte ein Buch verfaßte, die „Collection of Casualties and Disasters“. Auch Torquato Tasso ist während der Zeit seiner Gefangenschaft nicht müßig gewesen; einige der besten seiner „Dialoghi“ entstanden, als er sich zwei Jahre lang in strengem Gewahrsam im St. Annen-Hospital zu Ferrara befand. Von deutschen Autoren ist es Schubart, der auch als Gefangener zu dichterischer Production gekommen ist; ein Theil seiner Lyrik, sowie seine Autobiographie „Schubart's Leben und Gefangenungen“ sind während seiner Inhaftierung auf dem Höhenasperg entstanden. („Allg. Ztg.“) —

k. Alkohol in ehbarer Form. Der Mißbrauch des Alkohols hat die geschäftskundigen Amerikaner zu einer neuen Erfindung veranlaßt. Seit kurzer Zeit kann man in den Vereinigten Staaten den Alkohol nämlich auch essen. Zum Schrecken aller Aerzte und Hygieniker werden dort thätfächlich trodrene Pasteten und Biskuits verkauft, die eine sehr bedeutende Menge Whisky enthalten. Der Gesundheitsrath der Vereinigten Staaten hat bereits einen strengen Zensurzug gegen die Fabrikanten und Verkäufer dieses Fabrikates unternommen, das sich trotzdem eines leider allzugroßen Konsums rühmen darf. In England hat diese gesundheitschädliche Industrie bereits Nachahmung gefunden. In Manchester wird nämlich Zuckersant in den Handel gebracht, welcher ebenso wie die amerikanischen Gebäcke Alkohol in einer schädlich wirkenden Menge enthält. — Etwas Aehnliches giebt es übrigens schon seit längerer Zeit auch in Deutschland. Eine Fabrik stellt Chokoladenplätzchen her, die mit Cognac, Rum, Kirsch und anderen Schnäpsen gefüllt sind. —

Physiologisches.

— Die richtige Deutung des Todes bei einigen niedrigen Organismen ist Gegenstand einer Untersuchung des italienischen Physiologen Angelo Andres gewesen. Schon der berühmte deutsche Forscher Johannes Müller hat die Ansicht ausgesprochen, die lebende organische Materie besitze in sich selbst keinen Grund zum Sterben, sie dauere als solche ewig und nur ihre Modalität als Individuum sterbe. Die Thatsache, daß die Lebewesen, nachdem sie einmal auf der Erdoberfläche aufgetreten waren, alle Umröhlzungen derselben überdauerten, ohne zu Grunde zu gehen, ja, daß sie sich noch kräftigten, ausbreiteten und höher emporarbeiteten, beweist, daß die lebende Materie in sich selbst nicht die Ursache des Todes trägt, und ebenso wird dieses bewiesen durch den Umstand, daß alle Generationen in dielerten, ununterbrochenem plasmatischem Zusammenhange stehen. Die Gesamtheit aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Lebewesen ist nichts anderes als eine einzige Plasmamasse, die sich in zahlreichen Individuen darstellt, aber stets eine einzige und kontinuierliche ist. Wie die Mineralsubstanz ist sie unvergänglich, natürlich so lange, die entsprechenden irdischen Verhältnisse dauern; aber sie untercheidet sich von jener durch die charakteristische Erscheinung, daß in ihr die Molekeln und Atome sich beständig ändern, indem neue in den Organismus einströmen und die alten ausscheiden. Diese beständige Umsehung, der Wechsel der Atome und Molekeln im Organismus, ist der Angelpunkt des Lebens, ist das Leben selbst. So lange dieser Wechsel dauert, lebt die organische Materie, das Aufhören desselben bezeichnet den Tod; im Leichnam findet keine Nahrungsaufnahme und Umbildung derselben mehr statt. Die Unsterblichkeit der organischen Substanz ist also an den Wechsel der Atome und Molekeln gebunden und erlischt, wenn sie die Fähigkeit hierzu einbüßt. Eine Ursache hierzu ist die organische Differenzirung, die im allgemeinen allerdings eine größere Vollkommenheit erzeugt und die gegenseitige Lage der Molekeln im Plasma verändert, sodas der Wechsel der Atome und Molekeln sich verlangsamt und zuletzt aufhört. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat Angelo Andres an dem Verhalten einer Reihe niedriger Organismen näher geprüft und bestätigt gefunden, besonders bei Algen, die sich für diese Untersuchungen vorzugsweise eignen. Es ergab sich, daß bei diesen die Ursache des Todes die organische Differenzirung sein kann, die zu komplizirterem Baue und zu einer Spezialisirung der Funktionen, also physiologisch betrachtet zu höherer Vervollkommnung führt, aber eben dadurch den Tod zur Folge hat. Aber auch bei einzelligen Algen bildet die Differenzirung die Ursache des Todes, denn sie verlangt eine Veränderung der Struktur oder der Funktion des Plasmas, die ihrerseits Verlangsamung und schließlich Stillstand jenes Wechsels der Atome und Molekeln herbeiführt, ohne den das Leben nicht mehr bestehen kann. Dasselbe gilt natürlich auch von anderen Organismen und kann folgerichtig auf alle Lebewesen Anwendung finden. Sonach erscheint die lebende Materie als eine an und für sich unvergängliche

Daseinsform, die nur durch äußere Umstände dem Tode anheimfällt. Das Leben hat hiernach eine allgemeine kosmische Bedeutung gleich der Materie selbst, und in der That müßte man sich vergebens nach dem Zwecke der Welt fragen, wenn nicht das Leben unvergänglich wäre wie sie. —

Aus dem Thierreiche.

— Ein neu entdeckter Weinschädling. Aus Nizza wird der „N. Fr. Fr.“ berichtet: Ein Herr Agnelh, Schulmeister in Tonet de Veuil, vierte Station nördlich von Nizza, will einen neuen Weinschädling entdeckt haben, auf den auch andere Weinsländer fahnden sollen. Es sei dies ein kleines braunes, dem Pelzläfer ähnliches Insekt, welches seine Eier in die Erde der Wurzelstöcke legt, an denen die Nymphen sich dann gütlich thun. Das Elterngeziefer nährt sich von den Blättern, an denen es die fettigen Flecke hinterläßt, welche bis jetzt der Phylloxera zugeschrieben wurden. Der „Gribouri“, „Dumolphe“ und „Cervain“ genannte Käfer hinterläßt seine Spuren in der Rinde und den untersten Blättern der Weinstöcke, indem er sie fortschreitend zernagt. Herr Agnelh hat seit Jahren die schon von den Römern geliebten Galden der Bar-Gegend eingehend studirt und durch Erdwechsel um die Stöcke und Schwefelfüllung schwindstüchtige Reben wieder lebens- und tragfähig gemacht. —

Geologisches.

ie. Der älteste bekannte Fels der Erde. Der Geologe Prof. Winchell hielt auf der letzten Versammlung der amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft einen bemerkenswerthen Vortrag über seine geologischen Untersuchungen über die ältesten Gesteinschichten im Staate Minnesota westlich vom Oberen See. In diesem Gebiete der Vereinigten Staaten finden sich sogen. Grünsteine, die Winchell als die Grundlage der ältesten Gesteinschichten der sogenannten archaischen Periode in der Erdgeschichte hält, demzufolge müßten dieselben als die Vertreter der ursprünglichen Erdkruste betrachtet werden, wie sie sich durch die erste Verfestigung aus der geschmolzenen gluthflüssigen Erdmasse bildete. Es lassen sich unter diesen Grünsteinen zwei Theile unterscheiden, von denen der eine noch heute eine vulkanische Gestaltung zeigt, während der andere erhebliche Umwandlungen erfahren haben muß. Der erstere ist der ältere und wird von dem letzteren scheinbar nicht immer gleichförmig überlagert. Diese oberen Grünsteine gehen allmählig in mehr kieselige Felsen von großer Mächtigkeit über, die sich als Grauwacken, Thonschiefer und Konglomerate darstellen. Nachdem sich diese älteste Erstarrungskruste gebildet hatte, muß sie bald und häufig von unten her Durchbrüche des gluthflüssigen Erdinnern erlitten haben, denn granitische Massen finden sich mitten in den Grünsteinen und haben diese weit und breit in Glimmerschiefer und Gneiß verwandelt. Bis her wurde dieser Granit selbst und die von ihm veränderten Felschichten als die ältesten bekannten Gesteine angesehen. Erst durch die Untersuchungen, über die wir hier berichtet haben, ist das noch größere Alter der Grünsteine bewiesen worden, die vielleicht die ältesten bekannten Steine auf der ganzen Erde sind. —

Technisches.

— Zur älteren Geschichte der Porzellanfabrikation veröffentlicht Dr. Heinze (Meißen) in der „Zeitschr. f. Arch. u. Ingen.“ einen Beitrag, demzufolge die Entdeckung des Porzellans durch Böttger nicht ein Spiel des Zufalls, sondern das Ergebnis langjähriger mühsamer Vorarbeiten gewesen sein soll. Schon 1701 kam der sächsische Freiherr v. Tschirnhausen nach Paris und theilte angeblich dem damals dort als Lehrer thätigen Chemiker Wilhelm Homberg († 1715) mit, daß er Porzellan herstellen könne. So viel ist sicher, daß Tschirnhausen selbst werthvolle Untersuchungen über die Fabrikation des Porzellans in seinen Glaschütten im Plauenischen Grunde vornahm, wo Brennspiegel oder Glaspiegel mit früher unerreichtem Linsendurchmesser hergestellt wurden. Er benutzte diese zum Schmelzen von vielerlei Metallen, um deren innere Eigenschaften zu erforschen. Es liegt nun ein amtlicher handschriftlicher Bericht über die Porzellanfabrikation vor, der auf Befehl des Königs 1723 angefertigt ist. In diesem Schriftstück ist angegeben, daß Tschirnhausen und Böttger an die Arbeit mit den Brennspiegeln große Hoffnungen knüpfen, zuerst mit Metallen, dann mit den Mineralien und zuletzt mit den verschiedensten Erdbarten experimentirten. Nachdem der einfache Lehm sich als gutes Flußmittel erwiesen, mischte man rothe Thüringer Erde mit Lehm aus dem Plauenischen Grunde und erhielt eine Masse von solchen Eigenschaften, daß man sie nicht nur zu Fliesen gebrauchen, sondern zu weiteren Zwecken als brauchbar bezeichnen konnte. Böttger ließ durch den Hofstöpfer Fischer Proben drehen, bald darauf aber den Meister Grätner aus Pirna für sich arbeiten, den nachher Dr. Bartolomäi und Goldschmidt Irmingier anlernten. Dr. Heinze setzt die Beendigung der Versuche in das Jahr 1707, weil 1708 große Mengen von Rohstoff für die Fabrikation erworben wurden. 1708 starb Freiherr v. Tschirnhausen, und Böttger baute dann nach eigenen Angaben auf der Bemusbastei in Dresden einen Brennsofen, für dessen Anlage und Betrieb wahrscheinlich das Werk des auch in Berlin thätigen Alchimisten Johann Kündel über Glasfabrikation und verwandte Gewerbe (von 1682) benützt ward. Nach einer Angabe im sächsischen Staatsarchiv nahm man zu dem ältesten weißen Porzellan 44,5 pCt. Schneeberger Erde,

22,3 pCt. Colddiger Thon, 16,6 pCt. Quarz, 16,6 pCt. Kreide; die rothe Masse bestand aus 88 pCt. rothem Bol mit 12 pCt. geschlammten Thon. 1710 erschien ein königlicher Erlaß, worin dem Lande mitgetheilt wurde, daß man künftighin in Sachen rothes Porzellan und bei „rechter Erfahrung“ auch weißes Porzellan machen werde. 1710 wurde die Porzellanfabrik in der Albrechtsburg unter der Oberleitung Böttger's eingerichtet, der 1719 starb. Die Erzeugung der ersten rothen Probefstücke Böttger's wird übrigens ziemlich allgemein schon in das Jahr 1704 gesetzt. —

(„Voss. Stg.“)

Humoristisches.

— Das neue Gebot. Köchin (zu ihrem Schah): „Nanu, Friße, was is denn mit Dir heute, bist so ruhig, fragst noch nicht mal, ob ich mit ausgehen will?“

„Globe vielleicht, id will mir wejen Aufforderung zur Arbeitseinstellung ins Zuchthaus sieden lassen?“ —

— Der fuge Kellner. Stotterer: „Ne — — Kellner! Bringen Sie mir d — doch 'ne P — p — portion Ei — ei — —“

Kellner: „Milch oder Segei, oder vielleicht — —“

Stotterer: „Ve — wahre! Ne Po — p — portion Eis — —“

Kellner: „So schnell wie möglich!“ (rennt fort und bringt in wenigen Minuten eine Portion Speisefecis).

Stotterer: Zum Teufel, lassen Sie mich d — doch ausreden! Ne Portion Eis b — b — ein will ich! —

— Der Verräther. Herr Mielle, der sich abends nie vom Stammtisch losreißen kann, hat es endlich satt, deswegen daheim festsitzend mit einer Gardinenpredigt empfangen zu werden. Natürlich läßt er sich nicht mit Gewalt, sondern mit List. Er schließt seine Thür unhörbar auf, entleidet sich im Korridor unhörbar, geht auf seinen nackten Sohlen unhörbar ins Schlafzimmer und will soeben beim schwachen Schimmer des Mondes unhörbar ins Bett steigen. Da ertönt die Stimme seiner Frau: „Nanu? seit wann gehst Du denn mit dem Hut zu Bett?“ —

(„Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Nicht weniger als dreißig Städte giebt es, die den Namen „Berlin“ führen, 29 davon in den Vereinigten Staaten. Fast jeder Staat weist dort einen oder mehrere Plätze dieses Namens auf. —

— Bei Rehoto (Mecklenburg) ist ein Luftballon niedergegangen, der von zwei Franzosen geführt wurde. Die Luftreise sollte nach Rußland gehen, der Ballon hatte aber unterwegs Schaden gelitten. —

— Auf dem Eisemoster Wege in der Nähe von Lützen wurde ein Mann ermordet aufgefunden. Zwei schon längst stedbrieffich verfolgte Personen wurden als des Mordes verdächtig festgenommen. —

— In Quedlinburg wurden ein im Erdgeschosse einer Villa wohnender Gärtner, seine kranke Frau und sein 15jähriger Sohn in ihren Betten todt aufgefunden. Der Mann hatte die Dampfheizung im Hause zu bedienen; infolge eines Verfehens scheinen dabei Gase entwichen zu sein, durch welche die drei Personen erstickt sind. —

— In Bibialle (Kr. Larnowik) wurde ein preussischer Unteroffizier von einem russischen Grenzsoldaten erschossen. —

— In Hennef a. d. Sieg wurde ein junger Mann auf dem Tanzboden erschlagen. —

— In Hohenmölsen erkrankte die 7jährige Tochter eines Dachdeckers an Brechdurchfall und starb. Ihre 8jährige Schwester regte sich darüber so sehr auf, daß auch sie erkrankte und gerade, als die jüngere Schwester zu Grabe getragen werden sollte, starb. Der Vater versiel in Krämpfe und wurde tiefsinnig. —

— Nach einem Streit schlug ein Feldarbeiter in Rath bei Wedburg seinen jüngeren Bruder mit einem Wegstein zu Boden und verletzete ihm mit einem scharfen Küchenmesser mehrere Stiche in den Kopf. Als er dann noch Lebenszeichen bemerkte, durchbohrte er ihm mit einer Heugabel Lunge und Herz. —

— In Liessem (bei Bonn) richtete ein Dienstmädchen im Scherz ein geladenes Gewehr auf ein anderes Dienstmädchen. Der Schuß ging los und das Mädchen sank mit zerschmettertem Kopf zu Boden. —

— In einem Steinbruch in der Nähe von Müllheim a. d. Rh. wurde ein in festem Felsgestein eingeschlossener Eichenstamm gefunden, dessen Alter auf mehr als 2000 Jahre geschätzt wird. Bis jetzt wurden etwa 8 Meter des Stammes, der im Durchschnitt 50 Zentimeter mißt, bloßgelegt. —

— Ein Gendarm erschoss in der Nähe des Bahnhofes von Marzheim (Elsas) einen wegen Brandstiftung verfolgten Aderer. Dieser hatte sich der Verhaftung widersetzt. —

— Zwei 6—7jährige Knaben stiegen in Clermond-Ferrand in ein Weinsäß, um darin zu spielen. Dabei rührten sie die gährenden Träber um und erstickten an deren Ausdünstungen. —